

Ein falsches Signal.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Frau Heinrich nickte dem tiefbetrübten Beamten zu und machte sich rasch los, weil sie ihm nicht zeigen wollte, daß auch ihr die Thränen über die Wangen liefen.

„Kommen Sie nur, sobald Sie können, Herr Werner. Hoffentlich werden Sie ihr das Alles ja noch selber sagen; aber wenn der liebe Gott es anders beschlossen hat — na, ich verspreche Ihnen, daß die Aermste nicht mit einem schlechten Gedanken gegen Sie aus dem Leben gehen soll.“

Wie unter der Wucht eines mit Riesenkraft geführten Faustschlages brach der Stationsassistent zusammen, als die Nachbarin ihn verlassen hatte. Er legte die Arme auf den Tisch und barg das Gesicht in den Händen, ohne länger den Thränen zu wehren, die ihm heiß und unaufhaltsam aus den Augen stürzten. Was er in diesen schrecklichen Minuten litt, ging ja fast über Menschenkraft.

Ein wohlbekanntes Glockenzeichen war es, das ihn aufschreckte. Wirren, verstörten Blickes schaute er empor und strich sich mit der Hand über die Stirn, als müsse er sich erst darauf besinnen, wo er sei und was das Signal zu bedeuten habe.

„Ja so — der Kölner Expreßzug!“ murmelte er, indem er schwerfällig aufstand. „Nur fünf Minuten noch — Gott sei Dank!“

Es war ihm, als ob er noch irgend eine besondere Pflicht zu erfüllen habe; doch er strengte seinen heißen, gemarterten Kopf vergebens an, sich darauf zu besinnen. Für einen Moment schoß ihm wohl der Gedanke an den Personenzug Nr. 31, der aus der entgegengesetzten Richtung kam, durch den Sinn. Aber das konnte es nicht sein, denn der war ja fahrplanmäßig längst durch. Er ging auf den Bahnsteig hinaus, um dem nahenden Zug das Einfahrtssignal geben zu lassen. Einer der anderen Beamten trat an ihn heran, um ihn irgend etwas zu fragen. Aber der tosende Sturm riß dem Manne gleichsam die Worte vom Munde weg, so daß sie das Ohr des Assistenten nicht erreichten. Werner nickte mechanisch eine Bejahung; denn ihm war Alles so gleichgiltig, so unbeschreiblich gleichgiltig, daß ihm ein Ja genau so viel bedeutete als ein Nein. Er vermochte seine Gedanken nicht zu sammeln.

Königin Viktoria von England. (S. 276)

Noch immer war die Luft so dicht von Schneeflocken und feinen Eisnadeln erfüllt, daß man nur eine kleine Strecke weit sehen konnte, und daß selbst die nächsten Signallaternen nur schwach wie hinter einem dicken Nebelschleier aufdämmerten. Das Einfahrtszeichen für den Expreßzug war gegeben, und gewohnheitsmäßig wandte Werner das Gesicht nach jener Richtung, aus welcher er kommen mußte. Der Zug hatte die Station, die keine seiner Haltestellen bildete, mit unverminderter Geschwindigkeit zu passiren, und schon unzählige Male hatte der Assistent ihn in Nächten gleich dieser wie ein Phantom aus der Finsterniß auftauchen sehen, von der er schon nach Verlauf weniger Sekunden wieder verschlungen wurde. Wie seine Pflicht es ihm gebot, hatte er sich durch den Augenschein überzeugt, daß die Weiche richtig gestellt sei; denn der Zug trat hier auf ein anderes Geleise über. Er hatte also nichts versäumt — nichts, und doch lastete auf ihm neben seinem namenlosen Herzeleid noch immer die seltsame, unerklärliche Empfindung, daß er irgend etwas Wichtiges vergessen habe, etwas, auf das er sich trotz allen Nachdenkens durchaus nicht besinnen könne.

Nun unterschied das geübte Ohr des Eisenbahnbeamten trotz des brausenden Orkans das eigenthümliche Stampfen und Dröhnen der mit rasender Geschwindigkeit näher kommenden Lokomotive, und nun leuchteten auch ihre weißglühenden Augen grell aus der nächtigen Finsterniß auf.

Da — was war das? Ein mehrstimmiger, Mark und Bein durchdringender Schrei aus menschlichen Kehlen — ein paar rasch aufeinander folgende schrille Pfiffe der Schnellzugslokomotive, die wie verzweifelte Hilferufe klangen — und dann — der Stationsassistent Werner hatte die Empfindung, daß das Blut in seinen Adern zu Eis erstarrte — dann dieselben angstvollen, gellenden Pfiffe auch von der anderen Seite! Nicht, als ob er dem eigenen Willen gehorchte, sondern als ob er von einer fremden Riesenfaust gewaltsam herumgerissen worden wäre, drehte sich sein Kopf dahin, woher diese letzten Signale gekommen waren, und seine Augen, die weit aus ihren

Höhlen hervortraten, starrten wie festgebannt auf das Entsetzliche, Grauenhafte, das sich ihnen wie ein fürchterlicher Spuk da offenbarte.

Auch von der anderen Seite kamen die grellweißen, glühenden Augen eines keuchenden, stampfenden Ungethüms heran, und durch das Gehirn des unglücklichen Assistenten zuckte es wie das Aufleuchten eines Blitzes: „Der Personenzug Nr. 31! Er ist noch nicht passirt, denn er hat ja Verspätung! Und er fährt bis zur Weiche auf demselben Geleise wie der Expreßzug! Sie müssen zusammenprallen, unfehlbar! Keine irdische Macht ist mehr im Stande, das Schreckliche zu verhindern."

Da ging es wie ein Ruck durch seinen Körper, er stieß einen Schrei aus, der nicht mehr aus einer menschlichen Kehle zu kommen schien, drückte die geballten Fäuste gegen die Ohren und stürzte fort, hinaus in die Finsterniß, die ihn barmherzig in ihre schwarzen Schatten hüllte.

— — — — — — — — — — —

Der ergraute Führer der Expreßlokomotive hatte die Gefahr erkannt und mit seinem Leben abgeschlossen. Von seinem Platze aber wich er nicht. Tapferer, heldenmüthiger als irgend ein feurig besungener Held des Schlachtfeldes stand er da, die Hand auf dem Hebel, der die Fahrgeschwindigkeit regulirt, und die Augen auf das nahende Verhängniß gerichtet. Nur der winzige Bruchtheil einer Sekunde war ihm gegeben, um über seine Lage nachzudenken und seine Entschließungen zu fassen, aber mit der kaltblütigen Geistesgegenwart eines unerschütterlichen Todesmuthes hatte er ohne Schwanken und Zaudern das Rechte getroffen. Er zog nicht die Bremsen an, wie eine erste, instinktive Eingebung es ihn hatte thun heißen, sondern er steigerte die Schnelligkeit des ihm anvertrauten Zuges bis an die äußerste Grenze des Möglichen; denn darin, daß er über die Weiche hinweg das andere Geleise gewann, ehe die Lokomotive des Personenzuges ihn erreichte, lag ja die letzte, schwache Hoffnung auf Rettung. Eine winzige, armselige Hoffnung, aber die einzige, von der hier noch die Rede sein konnte.

Und was den in Entsetzen erstarrten Zuschauern unmöglich erschien, es gelang — gelang wenigstens zum Theil! Hart vor dem verzweifelt bremsenden Personenzuge vorbei glitten Lokomotive und Tender unversehrt auf das andere Geleise hinüber. Und die Personenwagen folgten ihnen — einer — zwei — der dritte — der vierte! nur der fünfte und letzte nicht mehr. Ein furchtbares Krachen, ein Brechen und Splittern, ein Knirschen und Klirren, unvergeßlich für jedes Menschenohr, das es je vernommen — ein sinnbetäubendes Pfeifen und Zischen ausströmenden Dampfes, und über das Alles hinweg grausige Schmerzensschreie von menschlichen Lippen!

* * *

In das Stationsbureau, als den zunächst gelegenen Raum, hatten hilfsbereite Hände die Unglücklichen getragen, die man aus den Trümmern hervorgezogen. Es gab nicht viele Verwundete, denn fast alle Insassen des von der Lokomotive erfaßten Wagens waren todt. Die Meisten von ihnen waren schrecklich zugerichtet und bis zur Unkenntlichkeit entstellt; ein Einziger nur, der Erste in der traurigen Reihe, hatte viel eher das Aussehen eines ruhig Schlummernden, als das eines Todten. Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren; sein Haar war an den Schläfen bereits ergraut, und sein mageres Gesicht war von mancher tiefen Linie des Kummers durchfurcht. Auf seinen Lippen aber war ein Lächeln, das selbst der Tod nicht hatte verscheuchen können.

— — — — — — — — — — —

Ein schwerer, langsamer Schritt, wie der Schritt eines Schwerkranken, kam die knarrende, hölzerne Stiege des Hauses hinauf. Droben öffnete sich behutsam eine Thür, aus der heller Lichtschein auf die Treppe hinaus fiel, und eine Stimme, der man trotz ihres gedämpften Klanges die Herzensfröhlichkeit anmerkte, fragte: „Sind Sie's, Herr Werner? Na gut, daß Sie endlich da sind! Aber treten Sie vorsichtig auf, denn Ihre Frau braucht Ruhe, wenn sie wieder zu Kräften kommen soll. Es ist Alles viel besser geworden, als wir's gefürchtet hatten! Doktor Franzius ist eben gegangen, und er war sehr zufrieden. Aber, Du meine Güte — ich vergesse ja beinahe die Hauptsache. Gratulire zur kleinen Tochter, Herr Werner! Nun hätten wir also glücklich das Pärchen beisammen."

Der Assistent hatte während des eifrigen Geschwätzes seinen nassen Mantel abgelegt und trat nun über die Schwelle, die Augen mit der Hand beschattend, wie wenn er von der Helligkeit im Zimmer geblendet würde.

„Gratuliren Sie mir nicht, Frau Heinrich!" sagte er in einem so eigenthümlichen Ton, daß die brave Frau verwundert aufblickte. „Aber sehen möchte ich das Kindchen wohl."

Dann öffnete er leise die Thür und trat in das matt erleuchtete Schlafzimmer ein. Auf den Fußspitzen ging er an das Bett seiner Frau, deren schmales Gesichtchen wachsbleich, aber mit einem glückseligen Lächeln aus den weißen Kissen schaute. Er beugte sich auf sie herab und flüsterte ihr etwas zu. Mit einem Blick voll zärtlichster Liebe sah sie zu ihm auf, und leise wie ein Hauch kam es über ihre Lippen: „Nun ist ja Alles wieder gut. Ach, ich bin so glücklich — so glücklich!"

Er wandte sich hastig ab, und sein eben noch fahles Antlitz war von purpurner Röthe übergossen. Frau Heinrich hob den Korb empor, in welchem, kaum sichtbar in der Menge seiner weißen Umhüllungen, schlummernd das neugeborene Kindchen lag.

„Sehen Sie nur, was für ein holdes Engelchen!" sagte sie. „Wie eine Puppe aus dem Spielzeugladen! An der werden Sie bald Ihre helle Freude erleben."

Werner neigte sich über das winzige Menschenwesen und betrachtete es mit starrem Blicke. Dann fuhr er plötzlich empor und wandte sich zur Thür.

„Schlafe wohl, Elise!" brachte er mit erstickter Stimme hervor, und es war, als ob er noch etwas Weiteres hinzufügen wollte. Aber er sagte doch nichts mehr, und nachdem er ein paar Sekunden lang wie in heftigem, innerem Kampfe auf der Schwelle gestanden hatte, ging er wortlos hinaus.

Nebenan in der kleinen Kammer schlief sein ältestes Kind, das seit einer Stunde nicht mehr das einzige war. Werner zündete eine Kerze an und setzte sich auf den Holzstuhl neben das Bettchen nieder. Der fünfjährige Knabe athmete tief und ruhig in dem festen, traumlosen Schlummer der glücklichen Kindheit. Auf seinen runden Wangen blühten die Rosen der Gesundheit, und die wirren, dunklen Löckchen warfen feine Schatten auf seine weiße Stirn. Leise und behutsam, um ihn nicht zu wecken, streichelte der Stationsassistent die weichen Händchen, die auf der buntgewürfelten Decke lagen. Dann sank er in seinen Stuhl zurück, und während sich langsam zwei schwere Thränen von seinen Wimpern lösten, murmelte er halblaut: „Mein armer Junge! Mein armes Weib!"

Seine kräftige Gestalt fiel in sich zusammen, wie wenn etwas in ihr zerbrochen wäre, und seine Züge wurden schlaff wie im Gesichte eines Todmüden. Aber er schlief doch nicht ein, und er dachte auch nicht daran, sich zu entkleiden. Regungslos verharrte er Viertelstunde um Viertelstunde auf seinem harten Sitz, die Hände im Schoße gefaltet und die glanzlosen Augen unverwandt auf das Köpfchen des schlummernden Kindes gerichtet.

Der kleine Kerzenstumpf brannte herunter, und es wurde wieder dunkel in der Kammer. Aber der Stationsassistent saß regungslos auch in der Finsterniß — und so saß er noch immer, als in der Frühe des fahl heraufdämmernden Wintermorgens die Polizei kam, ihn zu verhaften.

2.

Das kleine Privatcomptoir des Buchdruckereibesitzers Friedrich Hartmann war ein Raum von denkbar schlichtester Ausstattung. Man brauchte sich nur darin umzusehen, um zu erkennen, daß der Bequemlichkeit ein recht geringer Platz eingeräumt war in dem Leben seines Bewohners. Wohl gab es neben den mancherlei Dingen, welche allein den Zwecken praktischer Arbeit dienten, auch ein altmodisches, steiflehniges Sopha mit grasgrünem Ripsbezug in dem schmalen, einfensterigen Gemache; aber es war vollständig bedeckt mit Zeitungen und Druckproben der verschiedensten Art, die es seiner eigentlichen Bestimmung ganz und gar entzogen. Ueber ihm an der Wand — an der einzigen Stelle, die von den hohen Regalen freigelassen wurde — hing in schlichtem schwarzem Rahmen der einzige künstlerische Schmuck des Zimmers, ein in Kreidezeichnung ausgeführtes Bild. Es war das Porträt eines Mannes von vielleicht fünfzig Jahren mit hagerem, verhärmtem Gesicht und stark ergrautem Haar, doch mit hellen, gütigen, fast kindlich blickenden Augen. In einer Ecke stand als Name des Zeichners „Friedrich Hartmann" und darunter „Weihnachten 1872". Es war wohl das letzte Geschenk gewesen, das der hier Dargestellte von seinem ältesten Sohne empfangen hatte; denn das Eisenbahnunglück zu Neustadt, bei dem er sein Leben verloren, war im Januar 1873 geschehen — vor nunmehr beinahe neunzehn Jahren.

An der anderen Wand, dem Bilde seines Vaters gegenüber, befand sich Friedrich Hartmann's einfacher Schreibtisch. Wer den hochgewachsenen, stattlichen Mann dort in emsiger Arbeit sitzen sah, der würde sicherlich Mühe gehabt haben, in ihm den schlanken Jüngling wieder zu erkennen, der damals auf dem Bahnhofe einen so hoffnungsvollen Abschied von dem kleinen, beweglichen Herrn im Reisepelz genommen. Das hübsche, fröhliche Antlitz war tiefernst geworden, und eine kleine unverwischbare Falte zwischen den Augenbrauen ließ es vielleicht noch um einige Jahre älter erscheinen, als es in Wirklichkeit war. In den lang herabwallenden blonden Vollbart mischten sich bereits hier und da ein paar graue Fäden, und das wellige Haar begann sich in der Scheitelgegend merklich zu lichten. Aber männliche Kraft und zielbewußte Energie prägten sich, wie in der straffen Haltung seiner hohen Gestalt, so auch in jeder seiner Bewegungen aus; eine harmonische, abgeklärte Ruhe lag über seiner ganzen Erscheinung, die ein Gefühl der Achtung nothwendig auch denen einflößen mußte, der ihm zum ersten Male gegenübertrat.

Es war ein linder, sonniger Junitag. Die beiden Flügel des einzigen Fensters, das auf einen kleinen, von niedrigem Buschwerk eingefaßten Rasenplatz hinausging, standen weit offen, und wie belebender Frühlingshauch strich es zuweilen durch das schmale Gemach. Dann hob wohl der Schreibende für einen Moment den Kopf von seiner Arbeit und sog mit einem tiefen Athemzuge die würzige Luft in seine breite Brust. Aber es waren immer nur Ruhepausen von wenig Sekunden, die er sich auf solche Art vergönnte, und nur um so rascher flog dann jedesmal seine Feder über das Papier.

Da klopfte es hastig an die Thür, und ein Graukopf mit gutmüthigem, runzligem Antlitz trat über die Schwelle.

„Ach, Herr Hartmann, wenn es Ihre Zeit erlaubt, so kommen Sie doch einmal hinüber in die Steindruckerei. Es ist leider ein Unglück geschehen, und wir wissen uns nicht recht zu helfen.“

Der Angeredete hatte sich sofort erhoben. „Ein Unglück, Reimers? Doch hoffentlich keines, das einen Menschen betroffen hätte?“

„Freilich! Ich weiß selber nicht, wie es zugegangen sein kann; aber eine von den Anlegerinnen ist mit der Hand in die Räder der Tiegeldruckpresse gerathen und hat sich, wie es scheint, arg verletzt. Sie liegt ohnmächtig da, und die anderen Mädchen verstehen sich nicht darauf, das Blut zu stillen.“

Ohne eine weitere Frage zu thun, eilte Friedrich Hartmann mit raschen Schritten dem Alten voraus in den Saal, in welchem der Unfall sich zugetragen hatte. Zu einem dichten Haufen zusammengedrängt standen in einer Ecke männliche und weibliche Arbeiter, aber sie wichen sofort zur Seite, als sie ihres Chefs ansichtig wurden. Auf einem Bretterstuhl — da man ein bequemeres Ruhelager wohl in der Schnelligkeit nicht hatte beschaffen können — saß die Verunglückte, ein Mädchen von vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahren. Ihr Kopf war gegen die harte Lehne zurückgesunken, und ihre Augen waren geschlossen. Die schmerzlich herabgezogenen Mundwinkel verriethen, daß sie auch in ihrer Bewußtlosigkeit noch litt, und es war etwas ungemein Ergreifendes in diesem leidvollen Ausdruck des lieblichen, blassen, für eine gewöhnliche Arbeiterin jedenfalls auffallend feinen Gesichtchens.

Mit Hilfsbereitschaft, doch mit rathlosem Ungeschick waren einige ihrer weiblichen Genossinnen um die Verletzte bemüht, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die starke Blutung der offenbar schwer verwundeten linken Hand zu stillen.

„Schicken Sie sofort drei oder vier Leute nach Aerzten aus, Reimers!“ befahl Friedrich Hartmann. „Und schärfen Sie Jedem von ihnen ein, daß er nicht unverrichteter Sache zurückkommen darf. Einer von euch aber laufe in mein Comptoir und nehme Alles herunter, was auf dem Sopha liegt.“

Mit Schnelligkeit wurden seine Weisungen ausgeführt; der Druckereibesitzer aber hob nach einem flüchtigen Zaudern die schlanke Gestalt des ohnmächtigen Mädchens mit starken Armen empor und trug sie den kurzen Weg bis zu seinem kleinen Privatcomptoir. Behutsam legte er sie dort auf das grüne Ripssopha nieder, gab ihrem linken Arm durch den herangerückten Tisch eine erhöhte Lage und machte sich nun, nachdem auf sein Geheiß Linnen und Wasser herbeigeschafft waren, mit größerem Geschick als die unerfahrenen Arbeiterinnen, an die zunächst gebotene Stillung des noch immer überreich hervorquellenden Blutes.

Es war eine kleine, zierlich und doch fest gebaute Hand, deren Fleisch das unbarmherzige Eisen zerrissen hatte — eine Hand, die viel eher einer Dame der guten Gesellschaft als einer einfachen Arbeiterin anzugehören schien. Vorsichtig hielt Friedrich Hartmann sie in der seinigen, bemüht, einen Verband anzulegen. Da wurde sie ihm plötzlich mit einem heftigen Ruck entzogen, und er sah, als er überrascht aufschaute, in zwei große, weit geöffnete, braune Augen, die mit einem halb zornigen und halb entsetzten Blick auf ihn gerichtet waren.

Nur ein paar Sekunden schien die zum Bewußtsein Erwachte zu brauchen, um sich auf das zu besinnen, was mit ihr vorgegangen war, und um zu erkennen, wo sie sich befand. Aber es war nicht Dankbarkeit für die freundlichen Bemühungen ihres Brodherrn, was sich zugleich mit dem Aufleuchten dieses Verständnisses in ihrem Gesicht ausprägte. Nur Beschämung und ein herber, unwilliger Trotz hätten sich aus ihren Mienen lesen lassen, und nur eine Regung heftigen Unwillens konnte ihr eingeben, sich so ungestüm aufzurichten, wie sie es jetzt that.

„Ich will nach Hause!“ sagte sie schroff. „Warum hat man nicht einfach eine Droschke geholt, um mich nach Hause zu schaffen?“

„Weil das ein ganz unverantwortliches Beginnen gewesen wäre,“ erwiederte Hartmann ruhig und ohne sich durch ihr unfreundliches Benehmen im Mindesten gekränkt zu zeigen. „Der Arzt muß in jedem Augenblick eintreffen, und ich bitte Sie, sich bis dahin ganz ruhig zu verhalten, damit der Zustand Ihrer verletzten Hand nicht ohne Noth verschlimmert werde.“

Sie warf einen Blick auf den halb fertigen Nothverband, an dessen Vollendung ihre heftige Bewegung ihn gehindert hatte, und um ihre Mundwinkel zuckte es.

„Ich werde den Arzt nicht bezahlen können, nach dem Sie geschickt haben. Für Unsereins gibt es den Armendoktor oder das Krankenhaus. Daran haben Sie wahrscheinlich nicht gedacht.“

„Nein! Denn es wird selbstverständlich nicht von Ihnen verlangt, daß Sie den Arzt bezahlen. Für die Folgen eines Unfalls, von dem Sie in meinem Betriebe betroffen wurden, habe ich allein zu haften. So will es das Gesetz.“

Sie zuckte die Achseln. „Und wenn ich nun diese verletzte Hand nie mehr zum Arbeiten gebrauchen kann?“

„Auch dann wird Ihnen daraus kein materieller Nachtheil erwachsen. Aber soweit mein Laienverständniß reicht, glaube ich nicht, daß Sie etwas zu fürchten haben. Es ist nur eine Fleischwunde, wenn auch von recht schlimmer Art. — Haben Sie noch immer große Schmerzen?“

Sie schüttelte energisch den Kopf und machte mit der verwundeten Hand eine lebhafte Bewegung, wie wenn sie ihm dadurch beweisen wollte, daß sie gar nichts mehr spüre. Aber sie mußte dabei doch die Lippen zusammenpressen, und die Farbe ihrer Wangen wurde wieder um eine Schattirung bleicher.

„Wenn Sie sich nur niederlegen wollten!“ mahnte er freundlich. „Der starke Blutverlust muß Sie ja nothwendig erschöpft haben.“

„Nein, nein,“ wehrte sie hastig ab. „Sie sagen doch selbst, daß es nichts Gefährliches sei. Am liebsten möchte ich sogleich nach Hause zu meiner Mutter.“

Sie sprang vollends auf und machte, ehe Hartmann es hindern konnte, ein paar Schritte gegen die Thür. Dann aber mußte etwas wie ein Schwindel über sie gekommen sein; denn sie griff mit der rechten Hand an die Stirn und wankte, als ob ihr die Kniee plötzlich den Dienst versagten. Sie wäre unfehlbar zu Boden gestürzt, wenn Hartmann nicht herzugesprungen wäre, um sie zu stützen und sie zu dem Sopha zurückzuführen. Sie war so schwach, daß sie sich willenlos seinem Arm überließ und daß ihre Gestalt für einen Moment an seiner Brust ruhte. Aber mit dem ganzen Aufgebot einer Energie, die ihn immer mehr in Erstaunen setzen mußte, machte sie sich gleich wieder los und stützte sich schwer athmend mit der gesunden Hand auf die Lehne des Sophas.

„Ich danke Ihnen,“ stieß sie in kurzen, abgerissenen Worten hervor. „Aber Sie sollten sich nicht so viel Mühe mit mir machen. Es geht schon vorüber.“

Er sah, daß sie noch mehr unter dem Bewußtsein ihrer Hilflosigkeit litt, als unter ihren körperlichen Schmerzen, und weil er aufrichtiges Mitleid mit ihr fühlte, ging er zur Thür, um einige der draußen stehenden Mädchen hereinzurufen, weil er annahm, daß der Beistand ihrer Genossinnen weniger Beängstigendes für sie haben würde als seine Hilfe. Mit lebhafter Freude sah er beim Hinaustreten, daß eben einer der ausgeschickten Burschen mit einem Arzte zurückkehrte, der ihm persönlich bekannt war. Er wechselte einige rasche Worte mit demselben und ließ ihn in Begleitung zweier Arbeiterinnen eintreten, während er selber nicht in das Zimmer zurückkehrte.

Er winkte vielmehr den alten Faktor Reimers zu sich heran und sagte, indem er ihn bei Seite nahm: „Wer ist das Mädchen, Reimers? Ich kann ihr Gesicht noch nicht oft gesehen haben, da es mir beinahe fremd vorkam. Wahrscheinlich ist es eine von den Arbeiterinnen, die Sie erst am letzten Montag angenommen haben.“

„Jawohl, Herr Hartmann,“ meinte der Alte. „Und ich wollte, ich hätte es nicht gethan. Sie zeigte zwar den besten Willen; aber sie ist wenig geschickt zu der Beschäftigung, die ich ihr hier zuweisen mußte, und es wäre klüger gewesen, wenn ich sie wieder entlassen hätte, ehe das Unglück geschah, das Ihnen nun vielleicht ärgerliche Opfer auferlegt.“

„Machen Sie sich darum keine Sorge! Aber es sieht in der That nicht aus, als ob sie an diese Art von Handarbeit gewöhnt wäre. Wissen Sie etwas Näheres über ihre Verhältnisse?“

„Nicht viel mehr, als daß sie Martha Werner heißt und die einzige Tochter einer Wittwe ist, die in der Kurzen Straße wohnt. Sie mag wohl von besserer Herkunft sein wie die Mädchen, die sich sonst als Anlegerinnen und Falzerinnen melden. Aber von Vortheil ist ihr das hier bei uns nicht gerade gewesen. Sie galt den Anderen als hochmüthig und hat wohl manchen giftigen Spott einstecken müssen, wenn sie nicht auf ihre derben Späße einging. Lange hätte sie es wahrscheinlich doch nicht ausgehalten, auch wenn sie für uns brauchbar gewesen wäre.“

Hartmann that keine weitere Frage, und da die Thür seines Privatcomptoirs noch immer geschlossen blieb, machte er einen Gang durch die Geschäftsräume, um mit den Augen des sachverständigen Mannes überall nach dem Rechten zu sehen. Seinem ernsten ruhigen Wesen war es nicht anzumerken, ob ihn das Schicksal der jungen Arbeiterin etwa insgeheim noch immer beschäftigte; aber es spiegelte sich unverkennbar wie lebhafte Freude in seinen Zügen, als er sie bei seiner Rückkehr, von dem Arzte geführt, eben aus der Thür des kleinen Zimmers treten sah.

„Es sah glücklicherweise schlimmer aus, als es ist,“ rief ihm der Doktor entgegen. „In längstens drei Wochen wird das Patschchen wieder vollkommen gebrauchsfähig sein — vorausgesetzt natürlich, daß es bis dahin richtig behandelt und gehörig geschont wird. Die kleine Schwäche von dem Blutverlust aber hat vollends ganz und gar nichts zu bedeuten.“

Ueber das blasse Gesicht des jungen Mädchens war, als der Buchdruckereibesitzer sich ihnen genähert hatte, eine rasch wieder verschwindende Blutwelle gegangen. Sie heftete die Augen auf den Boden und sagte kein Wort; aber ihre feinen Lippen waren wieder trotzig zusammengepreßt wie vorhin, als sie sich so hilflos auf seinen Beistand angewiesen gesehen hatte. Hartmann schickte Jemanden nach einer Droschke und ersuchte eines der Mädchen, Martha Werner nach Hause zu begleiten. Sie sträubte sich nicht gegen diese Anordnungen, aber sie hatte auch nicht die kleinste Aeußerung des Dankes für den, der sie erließ. Als der Wagen da war, wandte sie sich mit ziemlich kurzem Gruße zum Gehen, und auch jetzt noch vermied sie geflissentlich, dem Blick ihres Brodherrn zu begegnen. Er gab ihr einen freundlichen Wunsch für ihre baldige Wiederherstellung

mit auf den Weg, und nun konnte sie nicht wohl der Nothwendigkeit ausweichen, ihm zu antworten. Aber sie beschränkte diese Antwort auf das knappste Maß, das unter den obwaltenden Umständen statthaft war, und raschen, elastischen Schrittes eilte sie davon, mit bewunderungswürdiger Kraft des Willens ihre körperliche Schwäche bemeisternd.

Hartmann blickte ihr ein paar Sekunden lang mit nachdenklicher Miene nach; dann aber setzte er sich wieder an seine Arbeit, und selbst der warme Frühlingshauch, der durch das offene Fenster zu ihm hereinströmte, schien nicht mehr die Macht zu haben, ihn zu kurzem Rasten zu bewegen.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Viktoria von England.

(Mit Porträt auf Seite 273.)

Durch eine lange Reihe glanzvollster Festlichkeiten hat das englische Volk im Juni das diamantene Regierungsjubiläum der Königin Viktoria (siehe das Porträt auf S. 273) gefeiert. Die Königin hat nicht nur länger regiert als alle ihre Vorgänger, sondern es hat von diesen auch keiner, mit Ausnahme Georg's III, der 82 Jahre alt wurde, das Alter der Jubilarin erreicht. Die jetzige Beherrscherin des britischen Weltreiches wurde am 24. Mai 1819 im Kensington-Palast zu London geboren als das einzige Kind des Herzogs Eduard von Kent, des vierten Sohnes König Georg's III., und der Prinzessin Viktoria von Koburg, verwittweten Fürstin von Leiningen. Die kleine Prinzessin verlor ihren Vater schon durch den Tod, bevor sie ein Jahr alt war, und wurde nun unter der Obhut ihrer Mutter einfach, aber sorgfältig erzogen. König Wilhelm IV., der Vorgänger und Oheim der Prinzessin, starb in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1837, ohne successionsfähige Kinder zu hinterlassen, und nun fiel der Thron an die Linie seines verstorbenen Bruders Kent. In der Morgenfrühe des 20. Juni erschienen der Erzbischof von Canterbury und der Lord-Kammerherr, Lord Coningham, bei der jungen Prinzessin, um ihr zu verkünden, daß sie die Herrscherin eines Weltreiches geworden sei. Noch heute, nach sechzig inzwischen verflossenen Jahren, erfreut sich die Jubilarin eines für ihr hohes Alter seltenen Wohlseins, wie sich am besten durch die Rüstigkeit gezeigt hat, mit der die greise Herrscherin alle Strapazen der Jubiläumswoche ertrug.



Das Einbringen des Alten (Erntebrauch in Pommern).

Das Einbringen des Alten (Erntebrauch in Pommern).

(Mit Abbildung.)

Fast überall sind auf dem Lande mit dem Einbringen des letzten Erntewagens oder dem Binden der letzten Garbe besondere Bräuche verknüpft. In Pommern rufen der Garbenbinderin, die zuletzt fertig wird, die übrigen Arbeiter und Arbeiterinnen neckend zu: „Du hast den Alten!" Hierauf wird eine Strohpuppe angefertigt, die „der Alte" heißt. Man befestigt sie auf einem Rechen, schmückt sie mit Blumen und Bändern und überreicht sie unter allgemeinem Jubel der Betreffenden, die nun den „Alten" heimtragen muß. Hinter ihr ziehen die übrigen Knechte und Mägde, deren Rechen und Sensen auch mit Sträußen geschmückt sind, und so geht es durch das Dorf bis vor das Haus des Dienstherrn (siehe obenstehendes Bild). Hier werden die Heimkehrenden von dem Bauer und den Seinen empfangen und am Abend mit Speise und Trank reichlich bewirthet.

Des Bürgergardisten Freud' und Leid.

(Mit Bild auf Seite 277.)

In der sogenannten „guten alten Zeit" spielt die Scene, die Hermann Stockmann auf seinem Gemälde, das unser Holzschnitt auf S. 277 wiedergibt, vorführt. Zu seinem Verdruß muß der wackere Bürgergardist auf einer Plattform des Schlosses Posten stehen, wo es doch nichts zu stehlen gibt, als höchstens die alte Kanone, aus der am Geburtstage Seiner Hoheit Salut geschossen wird. Da naht ihm zum Troste die treue Gefährtin seines Lebens und bringt auch den zarten Sproß ihrer Ehe in seinem Tragkissen mit. Sofort verklärt sich die Miene des Bürgergardisten, und mit väterlichem Stolze blickt er auf das Kleine, das ihm vergnügt sein Patschhändchen überläßt. Zum Abschied aber wird die besorgte Gattin dem Krieger jene Flasche reichen, deren Hals aus ihrem Korbe hervorsieht, und die daraus entnommene Herzstärkung wird ihn dann wohl befähigen, es bis zur Ablösung auszuhalten.

Nächtliche Sturmfahrt an Bord eines deutschen Torpedobootes.

Skizze aus dem Seeleben. Von **A. W.**

Im Westen steht eine dichte Wolkenbank, deren tiefschwarze Schattirung grell gegen den schwefelgelben Abendhimmel absticht; es beginnt



Photographieverlag von Franz Hanfstängl Kunstverlag in München.

Des Bürgergardisten Freud' und Leid. Nach einem Gemälde von H. Stockmann. (S. 276)

unheimlich zu werden da draußen auf der trügerischen See, mit dem schnell scheidenden Tageslichte beeilen sich die Fischer, ihre schweren Netze einzuholen, um dem drohenden Unwetter noch rechtzeitig zu entgehen.

Da — plötzlich ein stärker werdendes Sausen von weit her in den Lüften — ein aus unvermutheter Richtung heransausender Windstoß bricht den Bann in der Natur und, nun gleichsam aller Fesseln ledig, braust mit verheerender, unheimlicher Kraft der eisigkalte Nordost heran, begrüßt von krächzenden Klagelauten der nun dicht über den Schaumkronen dahinstreichenden Seemöven.

Ein schauriger, gewaltiger Trauerschleier scheint rasch niederzusinken — es wird Nacht, stockfinstere Nacht, und die Schrecken des grausen Naturspiels verzehnfachen sich.

Selbst die großen Segler haben die Gefahren eines Sturmes in der hinterlistig grün schillernden Nordsee nicht unterschätzt und schleunigst Nothhäfen aufgesucht.

Doch erscheint dort nicht soeben für Momente ein dunkles Etwas, ein Gebilde von Menschenhand, wird nicht ein Schiffsrumpf auf dem Kamme einer Welle sichtbar? Husch — fort ist es, verschwunden, das gierig sich öffnende Wellengrab scheint es verschlungen zu haben, die tobenden und tosenden Gischtberge werden es überschwemmt, erdrückt und mit sich in die Tiefe gerissen haben.

Doch nein, da ist es wieder — deutlich hebt sich jetzt vom Nachthimmel ein niedriger Schlot ab, dem der brausende Orkan in langgezeichneter Linie den pechschwarz entweichenden Qualm entführt. Deutlich wird jetzt auch ein langgestreckter schwarzer Rumpf sichtbar, der sich nur wenig über dem Wasser erhebt, unstet heben sich niedrige schwarze Thürmchen und noch niedrigere Luken ab. Auf dem kleinen Deck zerstreut herumliegende und hängende Schiffsgeräthe und sonstige Gegenstände deuten auf das Dasein von Menschen hin, doch — sonderbar — von diesen selbst sieht man keine Spur. Scheinbar von unsichtbarer Geisterhand geführt, saust der räthselhafte Rumpf in unheimlicher Ruhe gespenstisch dahin.

Wohl meint man, dann und wann trotz der geschlossenen Luken das Aechzen und Stöhnen der arbeitenden Maschine zu hören, man sieht schwachen Lichtschein durch die kleinen Lukenfenster, die sicheren Bewegungen des schnell dahinsausenden Baues sagen Dir, daß es gesteuert wird — doch vergebens sucht man den Steuermann, eine menschliche Gestalt überhaupt. Leer ist das kleine Deck hinten, leer ist es vorn, von Menschen verlassen, scheint das sonderbare Fahrzeug nur von schattenlosen Wesen bewohnt zu sein. Doch schon ist es wieder dem Auge entrückt, wie von unsichtbarer Macht entführt; in kaum unterbrochener Reihenfolge schlagen die Wassermassen über der Stelle zusammen, wo eben noch jener seltsame Bau sich in ungewissen Konturen zeigte.

War es ein Trugbild unserer erregten Phantasie?

O nein, es ist ein wirkliches Fahrzeug, wenn auch das kleinste seiner Art, eine wahre Nußschale: es ist eines der winzigen deutschen Torpedoboote. Absichtlich wurde es in diesen grausen Nachtsturm hinausgesandt, um den Muth der jungen Vaterlandsvertheidiger zu erproben und im wilden Kampfe mit den entfesselten Furien des gewaltigen Orkans zu stählen.

Weit genug vom Lande hat es aufgedreht und bietet nun dem furchtbaren Unwetter muthig, trotzig und herausfordernd die Stirn. Wie ein junges ungebändigtes Füllen bäumt es sich gegen die heranrollenden ungeheuren Wogen, wie ein leichter Kork willenlos hin und her geschleudert, ist es bald oben, bald unten, und jeden Augenblick scheint's, als wolle es sich in seiner ungestümen Hast überschlagen. Von haushoch sich thürmenden Wellen mit gewaltigem Schlage wie ein Gummiball herumgeworfen, fällt das Boot bedenklich auf die Seite und verhängnißvoll wird auf der anderen Seite der Kiel in seiner ganzen Länge sichtbar. Jetzt eine zweite Welle — und das Boot wird übergeworfen, es muß kentern und ist unrettbar der grausen Meerestiefe verfallen.

Doch spielend überwindet das federleichte und doch so stark und aus bestem deutschen Stahl gebaute Boot die gefährlichen Wasserberge. Hoch oben, auf dem Kamme der Welle angekommen, saust es, für Momente beinahe ganz frei in der Luft schwebend, auf der anderen Seite hinab in's unheimlich gurgelnde Wellenthal, wo es unter den zusammenschlagenden Wassern verschwindet.

Doch dank seiner vorzüglichen Schwimmfähigkeit, dank seiner außerordentlichen Seetüchtigkeit und der Unverwüstlichkeit des benutzten Baumaterials, dessen Stärke drei Millimeter nur an besonders stark gefährdeten Stellen des Rumpfes ein wenig überschreitet, ist das Boot schon nach kurzen Sekunden ebenso schnell wieder an der Oberfläche angekommen, um immer wieder von Neuem die tollkühnen Sprünge zu wiederholen. Ungehindert wäscht eine See nach der anderen krachend und vernichtend über das niedrige Deck.

Ein Verweilen am Deck ist somit lebensgefährlich, aber auch ganz zwecklos, da die Einrichtungen dieses wunderlich geheimnißvollen Baues so getroffen sind, daß das Schiff bequem von unter Deck regiert werden kann.

Im vorderen Thurme ist ein Matrose am Steuer placirt. Mit gespreizten Beinen hat er sich hier fest eingekeilt, denn oft holt das Boot dermaßen über, daß er sich krampfhaft festhalten und nicht selten seinen Füßen auf der Wand des Thurmes Stütze bieten muß. Während seine Rechte den hinter ihm befindlichen und genau und sicher arbeitenden Dampfsteuerapparat bedient, ist er mit der Linken unablässig bemüht, mittelst eines Gummireibers ein kleines Fenster zu putzen, durch welches er seinen Auslug voraus halten muß. Aus dem Zwischendeck, welches mit dem Thurme einen einzigen Raum bildet und direkt unter ihm liegt, dringt das durch Aufschlagen des Bootes verursachte Geräusch donnernd und ohrenbetäubend zu ihm herauf, und, vereint mit dem häßlichen ewigen Zischen und Brodeln des fortwährend arbeitenden Steuerapparates, entsteht ein wahrhaft sinnverwirrender unausgesetzter Lärm.

In einem ähnlichen, auf dem Hinterdeck stehenden Thurm befindet sich der wachthabende Maat. Da der Kommandant, welcher ja auch ein Mensch ist und infolge dessen nicht unausgesetzt zur Stelle sein kann, in seiner kleinen, primitiv eingerichteten Kajüte der nöthigen Ruhe pflegt, lastet nun die ganze Verantwortung in der Führung des Bootes auf ihm. Scharf späht sein wachsames Auge durch die kleinen runden Fensterchen voraus und nach beiden Seiten des Bootes, und fast unaufhörlich übermittelt er durch Sprachrohre und Maschinentelegraph dem Steuermann und Maschinisten seine Befehle.

Unten im Heizraum sind zwei halbnackte Heizer, durch Schweiß und klebrig gewordenen Kohlenstaub zu schmutzigen Negern verwandelt, unablässig bemüht, den gierigen Kessel zu versorgen. Der kleine übermäßig erhitzte Raum gleicht einem unter Wasser gesetzten Kohlenlager. Ab und zu wird die Feuerthür des Kessels geöffnet. Der dem lodernden Feuer entströmende Gluthhauch verwandelt den Heizraum in ein wahres Fegefeuer, und zwei Feuerteufeln ähnlich springen die phantastisch beleuchteten Heizer unermüdlich hin und her. Taktmäßig und mit geschickt abgemessenem Wurfe werden Kohlen in den gefräßigen Feuerschlund geworfen, frische Kohlen werden aus den Bunkern hervorgeholt, es wird mit vereinten Kräften durchgestoßen, wieder frisch aufgeschüttet, und kaum finden die Geplagten Zeit, den rinnenden Schweiß zu trocknen.

Vom Heizraum nur durch eine schmale Schottthür getrennt, befindet sich der Maschinenraum.

Hier empfängt uns ein fürchterlicher Lärm, ein schrecklicher Geruch von verbrennendem Oel, Dampf und überhitzter Temperatur schlägt uns entgegen. Alles klappert, rasselt, stößt, zischt und lärmt, ein wirres Durcheinander von rastlos arbeitenden Eisenstangen, von verhängnißvoll hin und her fliegenden Kolben, Kurbeln und sonstigen Maschinentheilen, und zwischen diesem Chaos bewegt sich, einer Schlange gleich, bald diesem, bald jenem seine Aufmerksamkeit widmend, der schweiß- und öltriefende Maschinist. Aus einer langen Handspritze feuert er unablässig das Oel literweise zwischen die sich reibenden Maschinentheile.

Er selber ist gleichfalls ganz — Oel. Eine dicke Oel-, Schweiß- und Schmutzschicht überzieht sein Gesicht und seine Hände, ölgetränkt sind seine zusammenklebenden Haare, sein auf der Brust weit offenes Hemd trieft von Oel und, obgleich er, in Vorausahnung des kommenden „Oelgemetzels“, eine Regenhose anzog, fühlt er doch, daß das Oel nun endlich auch seine Bein- und Unterkleider erreicht hat. Doch er ist das gewohnt und läßt's sich so leicht nicht verdrießen. Auch er sucht sich, so weit es angängig, in der Nähe des Dampfventils, mit dem er je nach Kommando den Gang der Maschine regulirt, eine gesicherte Position. Mit beiden Füßen sich festklemmend, „schießt“ er unbekümmert zwischen das hin und her und auf und nieder arbeitende Getriebe der kleinen, aber nichtsdestoweniger sehr starken Maschine. Fehlt auch der aus der Spritze hervorgeschossene Oelstrahl vier-, fünfmal und öfter das Ziel, so daß schließlich das Oel längs den Flurplatten fließt, seine Pflicht erheischt es, die Maschine zu ölen, und so schießt und ölt er weiter, daß das Oel an allen vier Wänden herumspritzt.

Entsetzt verlassen wir diese Stätte des Höllenspektakels und suchen das friedlichere Zwischendeck auf. Ein Blick hinab in den sonst ganz behaglichen, jetzt aber trostlosen Raum belehrt uns schnell, daß hier auch nicht Alles in gewohnter Ordnung ist.

Auch hier empfängt uns ein ohrenbetäubender Lärm, doch während dieser vorher durch das Arbeiten der Maschine verursacht wurde, entsteht er hier durch das donnernde Aufschlagen des Bootes auf das Wasser. Dröhnend pflanzt sich der Widerhall dieses Geräusches durch das ganze Fahrzeug fort und läßt es in allen Fugen erzittern.

Ein wüstes, verworrenes Durcheinander von auf dem Fußboden ziellos hin und her rollenden Hängematten, Decken und Kleidungsstücken; Kochtöpfe, Blechgeschirre, entleerte Utensilienkasten, vermischt mit allerlei Küchenproviant und diversen Küchenabfällen rasseln und kollern in größter Eintracht polternd von einer Seite des Zwischendecks zur anderen. Von den dünnen Rumpfwänden rieselt das Wasser und der Niederschlag der kalten Luft in kleinen Bächen hernieder und überschwemmt den Fußboden, und mitten in diesem gemischten Allerlei entdeckt das entsetzt spähende Auge bald hier ein scheinbar herrenloses Bein, dort einen willenlos herumschlenkernden Arm. Zuweilen entsteht zwischen dem Haufen am Fußboden eine entgegengesetzte Bewegung, ein Körper richtet sich steif empor, schlaftrunken will der Eigenthümer die arg geschundenen Glieder recken, da holt das Boot über und unter lautem

Rasseln wird der Körper wieder unter den hin und her tosenden Gegenständen begraben.

Hier im Zwischendeck schläft der Rest der kleinen Besatzung, um in Morpheus' Armen neue Kräfte zu sammeln. Wie es den Leuten möglich ist, dergestalt hin und her geworfen, ruhig weiter schlafen zu können, scheint ein Räthsel. Doch todmüde, wie die Braven sind, ist selbst das Schießen aus dem Revolvergeschütz, welches auf dem Thurme, also direkt über ihren Köpfen, befestigt ist, nicht im Stande, die Schläfer zu wecken.

Es bleibt nur noch die Piek, ein kleiner Vorrathsraum im Hinterschiff. Kaum haben wir das enge hinabführende „Mannloch", eine ovale Oeffnung im Deck, nur eben groß genug, den Körper eines normalen Mannes hindurch zu lassen, geöffnet, als wir betroffen den Deckel wieder fallen lassen — da unten ist's fürchterlich!

Die Regale des Raumes, wo sonst die verschiedenen Schiffsmaterialien und Inventarien aufgestapelt, sind leer, Alles ist durch das entsetzliche Tosen des Bootes herausgeschleudert und umgekippt. Erst nachdem wir uns an die egyptische Finsterniß gewöhnt, entdecken wir den Verbleib der Sachen. Auf dem Fußboden hat sich der entleerte Inhalt sämmtlicher Büchsen, Gefäße und Behälter zusammengefunden: schwarze, weiße und andere Farben, Flaggentuch, Thran, Uniformstücke, diverse Oele, Tauwerk, Petroleum, Wiener Kalk, Zinnober, lose Hängemattstheile, Instrumente und tausend andere Sachen, die da in ergötzlicher Mischung durcheinander rollen und fließen. Mitten dazwischen, ein friedliches Bild vollkommener Seelenruhe, wälzt sich, lang ausgestreckt, der schnarchende Pieksgast, einen umgestülpten Farbentopf als Kopfkissen benutzend.

Da schlägt die Stunde der Ablösung; nur mit Mühe und Noth ist es endlich gelungen, die Leute aus ihrem Todtenschlafe zu reißen. Schlaftrunken taumeln sie nach ihren Stationen und lösen ab. Mit einem Gefühle unnennbarer Befriedigung tritt die alte Wache ab und stürmt in's „gastliche" Zwischendeck, um hier Ruhe zu suchen. Zwar ist die Hängematte (der Schlafsack, wie die Matrosen sagen) nicht aufgehangen, doch wozu soll der nach Schlaf und Erholung lechzende Todmüde hiermit erst noch eine kostbare Viertelstunde unnütz vergeuden? Bewahre, er ist kein Mutterkind; der Dienst der kaiserlichen Marine hat ihn genügend abgehärtet, die noch nicht einmal geahnten Annehmlichkeiten eines weichen Bettes leicht entbehren zu können. Vom Schweiße triefend, vom Kohlenstaub und Schmutz starrend, läßt sich der Mann, so wie er gerade „steht und geht", im Zwischendeck einfach fallen und, obwohl durch das rastlose Arbeiten des Bootes schon im nächsten Moment gegen die Schiffswand geworfen, daß es nur so kracht, verkünden sofortige tiefe Athemzüge, daß der Müde dennoch glücklich eingeschlummert ist.

Und weiter stürmt das Boot und immer waghalsiger, immer toller wird die schreckliche Fahrt in die grause, pechschwarze Nacht hinein.

Plötzlich blitzt es auf, wie mit Zauberschlag erglänzen auf einmal farbige Laternen hoch oben am Mast des kleinen Ungethüms, der blendend helle Lichtschein verscheucht sekundenlang das undurchdringliche Dunkel der nächsten Umgebung.

Und sieh — da, dort, rings um das hartnäckig seinen Weg erkämpfende Boot herum in nur kurzer Entfernung leuchtet und zuckt es inmitten der schauerlichen Dunkelheit ebenfalls urplötzlich auf, hoch oben auf den Kämmen der schäumenden Wogen, tief unten in den grausig gähnenden Schlünden schrecklicher Wasserthäler wird plötzlich die trostlose Oede belebt und scheint lebendig geworden zu sein. Mit wachsendem Staunen gewahrt das verblüfft hinstarrende Auge ringsum ganz ähnliche Lichter, welche alle untereinander in geheimnißvoller Verbindung zu stehen scheinen.

In rascher Reihenfolge blitzen über unseren Köpfen die elektrischen Signallaternen in immer verschiedenfarbiger Zusammenstellung auf, um ebenso schnell wieder zu erlöschen, tempomäßig und in gleichen Farben antwortend, leuchtet es sekundenlang rings herum ebenfalls auf.

Da — ein kurzer, schriller, geheulartiger Aufschrei der Sirene, flugs verschwinden alle die farbigen Lichtscheine und wiederum starrt uns überall die dunkle Nacht entgegen. Vergeblich strengen wir unsere Augen an, umsonst suchen wir zwischen dem Geheul des Orkanes hindurch einen anderen Laut zu erhaschen — weiter rast der Sturm, weiter jagt das Boot, ringsum nichts als rabenschwarze Nacht — und dennoch ahnen wir jetzt, daß wir hier, inmitten der öden sturmgepeitschten Wasserwüste, umringt von rollenden Wasserbergen, nicht allein sind.

Was war es?

War es der Reflex der in blendender Helle erstrahlenden Laternen, der durch die bewegten Wasser zurückgespiegelt wurde, geben sich neckische Irrlichtgeister in dieser Einöde ein nächtliches Stelldichein?

O nein, wir sind vielmehr mitten in eine ganze Torpedobootdivision hineingerathen, aber selbst dem schärfsten Beobachter würde das Dasein dieser schwarzen Fahrzeuge, die, einer Heerde hungriger Wölfe gleich, in weitem Bogen ihrem voranstürmenden Führer blutlechzend und beutewitternd folgen, entgangen sein.

Doch was soll ihr nächtliches Spiel, was die grause, nervenlähmende Schreckensfahrt? Fliehen die gehetzten Boote vor einem sie etwa verfolgenden Torpedojäger*), oder haben sie die Anwesenheit eines ahnungslosen Feindes gewittert, der sich in diesem Aufruhr der Elemente ganz sicher wähnte?

Auch das nicht, lieber Leser.

Das Führerfahrzeug war's, dem wir im Geiste einen heimlichen Besuch abstatteten. Mit den übrigen, einer Torpedobootdivision angehörigen Booten unternimmt es eine nächtliche Uebungsfahrt. Hier, unter den erschwerendsten Umständen und der Wirklichkeit eines Krieges bis in die kleinsten Einzelheiten nachgeahmt, daß thatsächlich nur noch der Feind fehlt, werden die nur aus der seefahrenden Bevölkerung für Torpedoboote insbesondere ausgehobenen Mannschaften zu kriegsbrauchbaren, waffenkundigen Beschützern des Reiches und des heimischen Herdes herangebildet.

Endlich wird es Tag, und mehr und mehr treten die Boote aus ihrer geheimnißvollen Reserve hervor. Jetzt erst mit der zunehmenden Tageshelle gewahrt das Auge die mannigfachen Verwüstungen, die die tolle Nachtfahrt hinterlassen hat. Das an vielen Stellen glatt abgebrochene Eisengeländer, fehlende Ventilatoren, verbogene und abgebrochene Eisenstützen von Armesdicke und schließlich die argen Verwüstungen in den einzelnen Abtheilungen des Schiffsraumes bekunden die unglaubliche Wucht des Sturmes.

Aber der Zweck ist erreicht!

Auch die junge Mannschaft weiß nun, daß sie mit dem leichten und doch so kräftigen Baue unter ihren Füßen dem ärgsten Wetter Stand halten kann, sie hat unter den denkbar ungünstigsten und schwierigsten Umständen die Brauchbarkeit und die Anwendung des ihr anvertrauten Materials kennen und schätzen gelernt.

*) Eine Klasse Fahrzeuge eigener Bauart, ähnlich, nur etwas größer und entsprechend stärker wie Torpedoboote. Durch ihre noch größere Geschwindigkeit und stärkere Armirung (aus Schnellfeuerkanonen und Bordgeschützen kleineren Kalibers bestehend) sollen sie Torpedoboote verfolgen und vernichten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Schicksal der Wahrheit. — In Nordafrika fällt äußerst selten Schnee; früher geschah das anscheinend noch seltener, als in neuerer Zeit. In Tripolis zum Beispiel konnten Jahrhunderte vergehen, ehe einmal ein solches Ereigniß eintrat und die Bewohner höchlich in Erstaunen setzte.

Vor reichlich zweihundert Jahren lebten die Mauren des Freistaates Tripolis hauptsächlich vom einträglichen Seeraub und dem damit verbundenen Sklavenhandel. Der damalige Dey von Tripolis war ein großer Freund angenehmer Unterhaltung. Er hatte Geschichtenerzähler in seinen Diensten, deren Leistungen ihm jedoch mit der Zeit zu langweilig wurden, weil sie nichts Anderes zu erzählen wußten, als die Märchen der „Tausend und eine Nacht". Der Dey gähnte sich beinahe die Kinnbacken aus und fragte zürnend: „Ist denn Niemand da, der etwas Neues zu erzählen weiß?"

Sein alter Vezier, der Präsident des Diwans oder hohen Rathes, verneigte sich tief und sprach: „Hoheit, ich selbst verstehe zwar keine Geschichten zu erzählen, aber dennoch weiß ich Rath. Ich besitze einen Sklaven, einen Barbaren des Nordens. Seit vier Jahren ist er bei mir und redet unsere Sprache nun ganz geläufig. Dieser Giaur hat weite Seefahrten gemacht und noch merkwürdigere Abenteuer erlebt als Sindbad."

„Das mag ich wohl hören," sagte der Dey. „Sende ihn noch heute in den Palast, Hassan!"

Auf solche Weise kam Robert Cox, ein schottischer Matrose, der vier Jahre zuvor infolge eines Schiffsbruchs als Sklave in die Gewalt der Mauren gerathen war, als „Geschichtenerzähler" an den Hof des Dey. Er war ein munterer Bursche und verstand es trefflich, auf Seemannsart „ein Garn zu spinnen". Sein „Matrosenlatein" übertraf jedes „Jägerlatein", so großartig konnte er lügen.

Nachdem er begriffen hatte, was von ihm verlangt wurde, strengte er sich wacker an und erzählte dem Dey zu dessen größtem Vergnügen eine Menge der abenteuerlichsten Begebenheiten, und Alles dies wurde vom Dey und dessen Hofstaat, wenn derselbe dabei war, stets gläubig angehört.

Das dauerte so einige Monate. Der schottische Matrose stand sich recht gut dabei. Er hatte keine eigentliche Arbeit zu verrichten und erhielt häufig ansehnliche Geschenke. Doch mit der Zeit erlahmte seine Phantasie; er wußte nichts mehr recht Neues und Ueberraschendes zu ersinnen; das brachte ihn schließlich in einige Verlegenheit.

Es war im Januar. Seit einigen Tagen herrschte außergewöhnliche Kälte. Darüber beklagte sich fröstelnd der Dey, und dies brachte Robert Cox auf den unglückseligen Gedanken, zur Abwechslung einmal keine Lügen, sondern etwas Wahres zu erzählen.

„Hoheit," sagte er, „dies bischen Kälte hat gar nichts zu bedeuten. Da ist's in meinem Vaterlande ganz anders damit beschaffen."

„Wie ist's denn da?"

„In strengen Wintern gefrieren die Flüsse —"

„Das verstehe ich nicht."

„Ei, die Flüsse und Teiche werden steinhart; sie bedecken sich nämlich mit Eis, so daß man darüber hinfahren kann mit schweren Lastwagen, ja sogar mit den schwersten Kanonen."

„Das ist unmöglich. Giaur, Du lügst! Wenn das Wasser der Flüsse steinhart würde, so könnte ja nicht das Wasser vom Himmel, der Regen, den nöthigen Abfluß finden. Zu solchem Zwecke sind doch die Flüsse da."

„Hoheit, in strengen Wintern regnet es nicht bei mir zu Hause; dann schneit es."

„Ich verstehe wieder nicht Deine Rede, Giaur!"

„Es fällt dann kein Regen vom Himmel, sondern Schnee, weiße Flocken, die beinahe so aussehen, wie Baumwollflocken, und die bleiben liegen, bis es warm wird und die Sonne sie zum Schmelzen bringt."

Der Dey schaute sich um und fragte zornvoll: „Was verdient wohl dieser Giaur, der so gräßlich mich anzulügen sich erfrecht?"

„Die Bastonnade!" antworteten einige Höflinge.

„Den Tod!" riefen Andere.

„Solche schändliche Lügenhaftigkeit hätte ich wahrlich diesem Elenden nicht zugetraut, als ich ihn

Dir empfahl, Hoheit," sagte der alte Vezier. „Ja, er verdient die strengste Strafe. Er muß gespießt werden."

„So sei es," sprach gravitätisch der Dey. „Damit wollen wir uns morgen Vormittag belustigen. Zuerst soll der lügenhafte Schurke die Bastonnade erhalten und dann soll er gespießt werden."

Robert Cox erbebte vor Entsetzen. Er warf sich auf die Kniee und wimmerte um Gnade, indem er versicherte, daß er ja doch ganz gewiß nur Wahres berichtet habe über die winterlichen Erscheinungen in seiner fernen nordischen Heimath.

Vergebens war sein Flehen. Auf einen Wink des Gebieters wurde er fortgeschleppt und einstweilen in einen finsteren Kerker geworfen, wo er die Nacht in der bittersten Trübsal verbrachte.

„Das also ist der Lohn der Wahrheit," murmelte er verzweiflungsvoll. „Verwünscht sei meine Dummheit! So lange ich die großartigsten Lügen vorbrachte, ging's mir so gut; aber als ich Wahres berichtete, da muß es mir nun so entsetzlich ergehen!" . . .

In der Frühe des folgenden Tages wurde er abgeholt von den Schergen. Er glaubte, es ginge zum Tode. Man verband ihm die Augen und führte ihn durch eine lange Gallerie.

Endlich fiel die Binde und er konnte um sich schauen. Er stand in einer offenen Halle, in welcher der Dey mit vielen Höflingen sich befand.

O, welches Wunder! Draußen wirbelten Schneeflocken nieder aus der grauen Wolke, welche vom Nordwestwind hergetrieben wurde. Ja, es schneite in Tripolis. Vielleicht seit Jahrhunderten wieder einmal. Die ältesten Leute wußten sich nicht eines solchen Vorfalls zu erinnern.

Tief ergriffen sprach der Dey: „Giaur, Deine Rede erweiset sich doch als wahr! Weiße, große Flocken fallen vom Himmel, genau so, wie Du sagtest. Also mag es auch richtig sein, daß die Flüsse und die Teiche in Deiner kalten Heimath vom Froste steinhart werden. Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet! Unbegreiflich sind Allah's Wunderwerke in dieser Welt!"

Die Höflinge murmelten Beifall. Eine so kluge Rede hörten sie selten von ihrem Gebieter.

„Giaur, Du wirst also nicht gestraft werden," fuhr der Dey gnädig fort. „Ich gebe Dir vielmehr Urlaub auf drei Jahre, um fernere Abenteuer zu erleben in der weiten Welt. Wenn Du dann wieder kommst mit neuen seltsamen Erzählungen, sollst Du abermals reich belohnt werden."

Robert bedankte sich ehrerbietigst für so viel Gnade. Im Stillen beschloß er selbstverständlich, sich wohl vor dem Wiederkommen zu hüten. Im Falle einer abermaligen Ungnade hätte ihn wohl nicht zum zweiten Male ein wunderbarer Zufall gerettet.

Es hielt sich eine italienische Felucke im Hafen auf, deren Kapitän den Loskauf einiger Landsleute aus der Sklaverei besorgt hatte. Auf diesem Fahrzeug gelangte auch der schottische Matrose wohlbehalten in seine Heimath. [F. L.]

Humoristisches.



Eingegangen.

Richter: Angeklagter, wie kam es nur, daß Sie die Waare stahlen und die mit Geld angefüllte Kasse unberührt ließen?

Angeklagter: Ach, Herr Richter, halten Sie mir das nicht auch noch vor, meine Frau hat schon genug darüber geschimpft.



Fatale Schlagfertigkeit.

Tante: Bis Sonntag wollte ich hier bleiben, hatte ich gesagt, das sind noch vier Tage!

Der kleine Karl: Wenn Du mit dem Mittagszug fährst, Tante, gerade noch neunundneunzig Stunden!

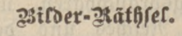
Tante: Hast Du das so schnell ausgerechnet?

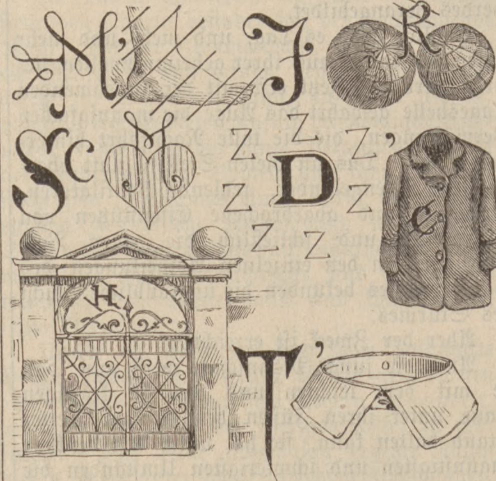
Der kleine Karl: Nein, Papa eben!

Friedrich der Große über Ludwig XVI. — Nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. von Frankreich (1774) schrieb Friedrich der Große verschiedene Briefe an Voltaire und d'Alembert, die großes Lob dieses jungen Königs enthielten: „Der Nachfolger Ludwig's XV. tritt mit viel Weisheit auf. Dieser Fürst erscheint gemäßigt und verständig bei den Schritten, die er thut, das ist selten bei seinem Alter von zwanzig Jahren, daß er Eigenschaften besitzt, die nur die Frucht langer Erfahrung sind. — Ich beglückwünsche die Franzosen, sie können mit ihrem Könige zufrieden sein; ich wünsche ihnen stets ähnliche. — Ich liebe Ludwig XVI. Dieser Fürst kündigt sich bei seiner Thronbesteigung auf eine vortheilhafte Art an; er will das Gute thun und die Leiden seines Volkes verbessern." —

Diesem Urtheile nach hätte es Friedrich der Große wohl sicherlich nicht geglaubt, wenn man ihm gesagt hätte, daß Ludwig XVI. einst auf dem Blutgerüste werde sterben müssen. [D.]

Bilder-Räthsel.





Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 34:
Es kann nicht immer Sommer sein,
Drum sammle für den Winter ein.

Silben-Räthsel.

Aus nachstehenden 35 Silben:

a, ä, ar, as, de, del, dor, ga, gen, gold, gon, gras, i, kel, ki, le, lim, mat, na, nan, ne, on, pe, pat, rac, rauch, re, sa, sei, si, te, ter, trom, weih, zit

sind 14 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) einen Kleiderstoff, 2) ein Fahrzeug, 3) einen Verwandten, 4) einen weiblichen Vornamen, 5) eine Universität in Rußland, 6) ein wohlriechendes Harz, 7) ein geistiges Getränke, 8) einen biblischen Berg, 9) einen Zierstrauch, 10) einen Fluß in der Schweiz, 11) einen griechischen Sagenhelden, 12) eine Stadt in Japan, 13) eine Gräsergattung, 14) ein Blasinstrument.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Endbuchstaben, von unten nach oben, und die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösungen von Nr. 34:

des Kreuz-Arithmogriphs: Kreuznach:

```
    K
   ERZ
  ARENA
 KUKURUZ
KREUZNACH
 CRANACH
  KRANZ
   ACH
    H
```

des Buchstaben-Räthsels: Feinheit, Feigheit, Feilheit.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.